

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

G) Von Maria Konopnicka.

Die Vermieterin kratzte in die Hände und schüttelte den Kopf in großer Verwunderung.

„Seht mal da, ihr lieben Leute, war das eine Diebin!“ Bei dem Klang dieses Wortes langte Hanka unwillkürlich nach ihrem Tuch, das sie aber nicht auf dem Kopfe hatte. Wieder dünkte ihr, daß sie die Kassiererin bestohlen hatte, daß alles sogleich an den Tag kommen und man sie ins Loch stecken würde. In der Verwirrung zupfte sie die Janowa bei der Schürze, sie wollte sich entfernen.

Aber jene wollte noch einmal ihr Glück versuchen.

„Ach was, gnädige Frau! Was geschehen, ist geschehen. Als ob die Hiesigen nicht stehlen. . . Gnädige Frau hätten da ein Mädel, das sich sehen lassen kann. . . Eine ist der andern nicht gleich. Diese Anbiskatowna war immer ein Lump, im Grunde genommen; diese hier dagegen kann kochen und waschen, wird sich nicht herumtreiben, hat gar keinerlei Bekanntschaften. . .“

„Sol sie der Teufel, meine liebe Janowa. Und wenn sie mir da süßen Honig fabrizieren würde, will ich sie nicht ins Haus lassen. Ich gönne sie jedem andern, nur mir nicht.“

„Na, was ist also zu machen, wenn gnädige Frau nicht wollen. . .“

„Nein, nein, Janowa! Ich rat Euch, sie nirgends hinzuführen, denn Ihr könntet Euch noch in eine schlimme Angelegenheit verwickeln.“

„Na, wenn das so ist, so fall' ich zu Füßen*, gnädige Frau.“

„Empfehle mich.“

Sie gingen.

„Na, mein Fräulein, Ihr habt gesehen, daß ich mir alle Mühe gab, aber es nützt alles nichts. Ich muß Euch sagen, wenn die Apothekerin Euch nicht nehmen wollte, so wird's keiner sonst thun, denn der Dienst bei der Apothekerin ist befristigt, dort bleibt keine ordentliche Dirne lang, nur lauter Säenerlappen. Und wenn schon diese ausgehörte Stange Euch nicht haben wollte, so steht's schlecht um Euch. Na, ich kann es nicht weiter unternehmen, Euch einzuführen. Na, na! Das ist aber seltsam. . . Und doch weiß ich, daß sie Mägde suchen. . .“

Sie schüttelte den Kopf in der gesteihten Hanbe und wiegte sich in den breiten Hüften vor Stammen. Nach einer Weile hielt sie das Mädchen an.

„So geben Sie mir meine Schürze wieder und kommen Sie, um Ihr Tuch zu holen. Man strengt nur vergeblich seine Nunge an, weiter hat man nichts davon. Im Hals ist mir trocken geworden. Wenn das eine wäre, die's versteht, möchte man da gern ein Tröpflein trinken.“

Hanka verstand die Anspielung und griff nach ihren Dreiem.

„Sehr gern,“ stammelte sie schlichtern. Sie hoffte noch immer, zu der Schlichterfrau geführt zu werden.

„Na also, heraus dann! . . . Kommen wir zur Schapsowa.“

„Aber ich möchte zuerst mein Tuch haben. . . Es geht nicht so, die Leute reden. . .“

Sie konnte es ja nicht heraussagen, daß sie sich schämte, mit offener Stirn unter die Leute zu gehen: sie bildete sich in der That ein, daß wer sie auslachte, sich sofort sagen müßte: eine Diebin. Sie gingen, um das Tuch zu holen.

Bei der Schapsowa in der Schänke war es lebhaft. Hanka zögerte an der Schwelle, aber die Janowa zog sie hinein. Die Stube war voll von Besuchern. Die einen saßen um den gelb gebeizten Tisch herum, auf beide Arme gestützt, schmauchten mit düsterer Miene schweigend billigen Tabak und spuckten jedesmal zur Seite oder sie stürzten einander in die Arme und vergossen bittere Thränen. Andre lagen auf den Bänken angestreut, lachten, witzelten, saugen, und obgleich sie selber schon

halb betrunken waren, machten sie sich über die andern lustig. Manche standen inmitten der Stube, noch aufrecht, oder schon schwankend und verschütteten den Brauntwein; von Zeit zu Zeit schlugen sie mit der Faust gegen den Tisch und stuchten wütend.

Eine schamhüchtige Kellnerin drehte sich geschäftig umher, von allen Seiten wurde sie herbeigerufen und herumgestoßen. Die Schapsowa selber thronte hinter der Lade auf einem hohen Sessel, strickte einen Strumpf und betrachtete die Gäste mit dem trägen Blick einer sich sonnenden Nabe.

Die Janowa drängte sich bis zur Lade hindurch und verlangte ein halbes Viertel Anis; sie trank Hanka zu:

„Prost!“

„Wohl bekomm's.“

Auch Hanka leerte das Blechgefäß. Die Janowa nahm noch einen Klümmelläse und eine Salztüpfel, und nun stellte sich das Bedürfnis heraus, die Engel mit Bier auszuspuhlen.

Während dieses Imbisses trat der eine und der andre an das Mädchen heran und suchte einen Blick unter das so tief herabgezogene Tuch zu werfen. Mancher puffte sie in die Seite, scheinbar unabsichtlich, da das Gewühl in der Schenke gar so groß war. Besonders einer, ein junger, hochgewachsener Bursche, umkreiste sie von rechts und von links, offenbar einen Anlaß suchend, sie anzusprechen. Gerade als Hanka die Beche bezahlte, stand er vor ihr, sah ihr in die Augen und rief:

„So wahr ich den lieben Herrgott. . . Ist das aber ein Zusammenreffen!“

Hanka blickte auf und erkannte ihn ebenfalls. Es war der Sopy Kalik, der mit ihr voriges Jahr zusammen im Kerker saß.

Eine Mütze bedeckte ihr Gesicht, sie zupfte die Janowa bei der Schürze und wollte sich ungeirrt entfernen.

Jene aber hatte nach dem Anis und dem Bier Lust bekommen, ein wenig zu plaudern; sie stemmte sich mit dem Arm auf die Lade, lehnte den Kopf auf die Hand und erzählte der Jüdin weit und breit, wie es war, als man voriges Jahr ihren Sohn zum Militär nahm. Es war unmöglich, sie jetzt fortzubringen. Kalik vertrat Hanka den Weg zur Thüre, stemmte sich in die Hüften, lachte und wiegte den Kopf hin und her.

„Na, na! Da sind wir nun auch mal zusammengekommen. Bist Du lange hier, Hanka?“

Das Mädchen drückte die Zähne zusammen und schwieg.

„Wie? Hast Du die Sprache verloren, Hanchen? Immer noch so hochmütig?“

Er trat einige Schritte näher. Hanka zog die Janowa wieder bei der Schürze. Die Alte wandte sich um, und da sie Kaliks Zudringlichkeit für eine gewöhnliche Liebeserklärung hielt, rief sie:

„Ach, lassen Sie das lieber! Das Fräulein ist nicht von hier, und hat auch keine Bekanntschaft mit hiesigen jungen Leuten.“

„Sa, ha, ha!“ lachte der Bursche hell auf. „Das weiß ich besser, mit wem dieses Fräulein Bekanntschaft hat und mit wem nicht.“

„Und ich sage Ihnen, Sie sollen das sein lassen; ich suche für dieses Fräulein einen Dienst.“

Kalik wandte sich an das Mädchen.

„Was, Hanchen, bist Du närrisch geworden? In den Dienst willst Du?“

„Wo soll ich denn hin?“ antwortete Hanka mit einer ungeduldigen Klage im Ton ihrer Stimme.

Kalik nahm sie beiseite.

„Es wäre besser für Dich, wenn Du es mit uns hieltest,“ sagte er im Flüsterton. „Wir sind hier ein ganzer Haufen. Die Jawierska, die Walera, die Korbielskowna. . . Man hat freie Zeit, keiner steht einem über dem Kopf, zuweilen blickt man in die Welt hinaus, auf irgend einen Meierhof oder auf einen kleinen Jahrmarkt. Ich sitze hier schon dreiviertel Jahre und ich lebe, wie Du siehst. Andere sind nach Warschau durchgebrannt. Warschau schmekt ihnen. Ich gönne es ihnen. Aber ich sage Dir, Hanka, hier ist es nicht am schlimmsten.“

„Ich muß gehen,“ rief Hanka.

*) Neblige unterwürfige Empfehlungsformel.

„Wo wohnst Du denn? Bei dieser Alten?“

„Ich habe noch keine Wohnung.“

„Na, gib Dir lieber keine Mühe, einen Dienst zu suchen, denn heute hat man die Geschichte mit der Kubickatolwa auf dem Ringplatz ausgetrommelt, da wird sich ein jeder schön bedanken, Dich in den Dienst zu nehmen. Nach mir kommst Du auf der Utratagasse fragen, da können wir uns treffen. Na, was hast Du also vor?“

„Ich muß jetzt fort,“ antwortete das Mädchen wie in einer Bekämpfung.

Kalif ließ ihre Hand los und schüttelte den Kopf.

„Ich sehe schon, daß Du wegen Deines Hochmuts zu Grunde gehen wirst, Hanneken.“

Sie antwortete nicht, sondern zog die Janowa heftig beim Kermel:

„Entweder Ihr kommt mit, oder ich geh allein.“

Die Alte blickte sie an mit ihren trüben Augen.

„Wohin gehen Sie denn, Fräulein?“

„Zu der Schlächtersfrau.“

„So können Sie selber hingehen, ich geh nicht mit.“

Sie wandte sich nach der Schänke.

„Sobald man ihn geschoren hatte, meine liebe Frau Schapjowa, sage ich Euch, wie ich ihn sehe, da sang ich euch an zu heulen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Das tausendjährige Reich.

(Deutsches Theater.)

Halbes Stück ist das beste, das die Saison uns überhaupt gebracht hat. Nach all' den Sächelchen der geschickten oder ungeschickten Handwerkerhalle hat wieder einmal ein Dichter das Wort, was allein schon das Publikum in freudiger Stimmung versetzen müßte. Das geschah nun freilich nicht. In denselben Räumen, in denen eine harmlose Albernheit wie der „Probekandidat“ sensationell befallscht wurde, stieß Halbes Dichtung auf Widerspruch und Pöbel. Natürlich nicht bei allen. Eine stattliche Schar von Leuten schien der Ansicht zu sein, daß man eine Dichtung, die wirklich eine Dichtung ist, mit Respekt behandeln muß. So wurde geklatscht und gejubelt, gejiziert und gepöbeln, angegriffen und verteidigt, wie es in Berlin so der Brand des Landes will. Halbe konnte oft vor dem Vorhang erscheinen, ohne daß doch ein voller, einmütiger Erfolg zu stande gekommen wäre. Freilich muß das Berliner Premierenpublikum dem ganzen Stück etwas fremd gegenüberstehen und so ist es nicht ausgeschlossen, daß sich hier und da im Reich der Erfolg einstellen wird, den die Arbeit verdient.

Halbe führt uns in das Jahr 1848 zurück, nicht aber um ein historisches Stück zu schreiben, sondern um die Ereignisse des großen Jahres als Hintergrund zu benutzen. Er brauchte eine Zeit, in der Unerhörtes geschah, so daß in gewissen Gemüthern der Glaube entstehen konnte, das Ende aller Dinge sei nahe. Da sein Stück im gesegneten Ostpreußen spielt, konnte er nicht leicht etwas Unerhörteres als das Jahr 1848 finden. In den Mittelpunkt der Handlung stellte er dann einen religiös veranlagten Dorfschmied, der die Zeichen der Zeit in seiner Weise deutet. Vielleicht trägt dieser Schmied an der kühlen Stimmung eines Theils des Publikums die Schuld. Es ist nicht jedermanns Sache, seine phantastische Bauernreligiosität zu begreifen. Mancher mag nicht gewohnt haben, wie sehr die Einsamkeit des Dorfes das Entstehen religiöser Sonderlinge und Sonderbewegungen begünstigt, und mag so den Helden für eine theoretisch erfundene Figur gehalten haben. Er ist aber nichts weniger als das. Sein religiöses Prophetentum ist eine durchaus glaubhafte Sache, wie auch der Einfluss, den er gewinnt, durchaus der Wirklichkeit entspricht. Wer einmal mit pietistischen Bauern, sei es nun in Hessen oder in Nordschleswig oder in Norwegen zusammen gewesen ist, wird die Gedankenwelt und biblisch getragene Sprache des Schmieds verstehen. Was wir sehen, ist nicht nur ein möglicher, sondern ein sehr charakteristischer Fall ländlicher Sektiererei. Der Schmiedemeister Drewoß glaubt, daß er von Gott zu großen Dingen berufen sei. Inmitten einer Schlacht hat ihn der Herr erwählt. Er wollte seinen Gutsheeren, einen Offizier, von hinten erschließen, weil er glaubte, von ihm betrogen zu werden. Sein Weib war Wirtschaftlerin im Schloß gewesen und sie schien das intime Verhältnis zu ihrem Herrn auch nach der Ehe fortzusetzen. Wie er aber das Gewehr an die Wade reißt, trifft ihn eine feindliche Kugel in die Brust. Erst im Lazarett wacht er wieder auf und findet auf der Bettdecke eine aufgeschlagene Bibel. Seit jenem Ereignis wurde Drewoß religiös. Er versenkte sich in die Mystik der heiligen Schrift und mied seinen früheren Verkehr. Er ward ernst und enthielt sich selbst der irdischen Genüsse, die ein ostpreussischer Dorfschmied sich zu verschaffen vermag. Er mied den Schnaps, was in Ostpreußen wahrscheinlich ganz allein ausreicht, in den Geruch übernatürlichen Wesens zu kommen. Jedenfalls gewann er schnell einen Ruf und sammelte eine Schar von Gläubigen um sich. In dieser

Schar findet sich manche interessante Erscheinung, so beispielsweise der arme Blinde, der vom Ende aller Dinge das Augenlicht erwartet. Freilich interessierte hier neben dem Dichter auch das meisterhafte Spiel Reinhardts, der im Deutschen Theater immer mehr in den Vordergrund tritt. Die Gläubigen sehen in der Berliner Revolution ein Zeichen des Himmels. Dazu kommt eine ungewöhnliche Hitze, die fast wie ein Strafgericht Gottes wirkt. Der Schmied bringt das und manches andre in einen mystischen Zusammenhang und erweckt so in den Gemüthern seiner armen Anhänger den Glauben an den Anbruch des tausendjährigen Reichs. Der Schmied ist im Grunde eine Gestalt, die weit über den Durchschnitt hinausragt. Nur daß seine geistigen Vorzüge eben in religiöse Wahnvorstellungen umgeschlagen sind, was aus seiner sozialen Lage erschöpfend erklärt werden kann. Er ist auch eine tragische Gestalt, insofern nämlich, als er seine Familie vernachlässigt und sein Weib in den Tod treibt, um sich ganz seinem Prophetenberufe hingeben zu können. Natürlich scheitert er am letzten Ende. Am dem Tage, an dem er seine Frau begräbt, zieht ein Gewitter herauf und ein fruchtbarer Regen erquidit die verdorrten Felder. Damit ist eins seiner „Zeichen“ zu Schanden geworden. Dann aber erzählt man sich im Dorf immer lauter, daß seine Frau freiwillig den Tod im Wasser gesucht hat, und die Stimmung schlägt grollend gegen ihn um. Der Himmel, auf den Meister Drewoß sich verläßt, springt ihm mit keinem Wunder bei. Im Gegenteil: Der Blitz schlägt in seine Schmiede ein, was von der abergläubischen Bevölkerung als ein Zeichen göttlichen Zorns gedeutet wird. Seine Anhänger verlassen ihn, und auch er selbst verliert den Glauben an sein bisheriges Evangelium. Er sieht ein, daß er zu Unrecht sein Handwerk vernachlässigt und zu Unrecht seine Frau gepeinigt hat. Seine Glaubenszuversicht schlägt in finstere Verzweiflung um, und schließlich sucht er im selben Reich den Tod, in dem seine Frau ihn bereits gefunden hat.

Man kann darüber streiten, ob Halbe dem großen Vorwurf gerecht geworden ist. Unter allen Umständen aber muß anerkannt werden, daß er in seiner Dichtung grundlegende Kunst gegeben hat. In einer Zeit des rüchlosten Scenenschwindels und der gemeinsten Lantienenjagd ist das eine Thatfache, die man respektieren muß. Halbe versucht offenbar, aus dem naturalistischen Alltagsdrama herauszukommen, um wieder große Stoffe und große Gestalten zu finden. Niemand wird ihm bestreiten, daß er diesem Ideal im „Tausendjährigen Reich“ näher gekommen ist, als je zuvor. Charakteristik und Handlung erheben sich hier und da zur Größe, aber eben nur hier und da. Allzuhäufig müssen wir mit feinen Einzelzügen, intimen Stimmungen oder hübschen Milieuschildern vorlieb nehmen. Wir glauben daher, daß Halbe einen Weg wandelt, der nicht am Abgrund vorbeiführt. Wir glauben kaum, daß er den Gipfel erreichen wird, aber wir betwundern seinen Mut, der die Gefahren nicht scheut. Im Land der feinen Stimmungskunst könnte Halbe behaglich wohnen. Daß er hinausstrebt, ist ein gutes Zeichen, und „Das tausendjährige Reich“ beweist unter allen Umständen, daß sein Streben ihn vorwärts bringt. Eine Erfüllung ist die Dichtung ja nicht; aber ein Versprechen, das mit Freuden aufgenommen werden muß. Im Vordergrund der Darstellung standen Reich und Frau Elise Lehmann. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— „Zum hundertsten Male!“ Von Heinrich Lee werden in der „Frankf. Ztg.“ Betrachtungen aus dem Berliner Theaterleben veröffentlicht, denen wir folgendes entnehmen: Wie alle Dinge in der Welt, so hat auch die „hundertste Aufführung“, als ständige Einrichtung im Berliner Theaterleben betrachtet, ihren Erfinder gehabt. Es ist dies ein Mann, der heute von dem öffentlichen Schauplatz längst zurückgetreten ist und jetzt ein beschauliches Dasein als Rentier führt, Herr Adolf Ernst, der einstige Leiter des Central- und später des nach ihm sich betitelnden Adolf-Ernst-Theaters, des jetzigen Thalia-Theaters. Er verstand es als erster von allen Berliner Bühnensleitern, die Reklame in einer Weise zu handhaben, von der z. B. folgendes erzählt wurde: In einem gefüllten Pferdebahnhof oder Omnibus treffen sich zwei Bekannte. Als bald beginnen sie über die Köpfe der andern Insassen hinweg ein lautes Gespräch, das sich allmählich auf die Frage wendet, wo man seine Abende zubringt. „Ich war mal neulich bei Ernst, er hat jetzt ein neues Stück, da müssen Sie hin!“ erzählt der eine und rühmt Wunderdinge von dem neuen Stück. „Ja, ja,“ antwortet der andre, „gehört hab' ich auch schon davon. Es soll famos sein. Es wird ja aber wieder kein Bisset zu kriegen sein!“ Diese beiden Bekannte waren Abgesandte der Direktion, sie hatten von früh bis abends auf diese Weise in den Wagen zu verkehren und solcher Bekanntenpaare gab es gleich eine ganze Anzahl, die im Auftrage der Direktion unermüdetlich auf den Beinen waren.

Als eine Stütze und Säule des Ernst'schen Systems galt ferner ein Herr, der jeden Abend im Theater an demselben Platze saß und bei bestimmten Stellen das Amt eines „Vorlächers“ versah. Es hieß, daß dieser Herr ein Verwandter des Ernst'schen Ehepaares war, der in seiner bisherigen Existenz Unglück gehabt hatte. Nur — seinem Geschick zum Hohn — die Kunst, herzlich lachen zu können, war ihm geblieben und mit ihr verdiente er sich nun seinen

Lebensunterhalt. Später hörte ich allerdings, daß der Mann dieser Anstrengung, hundert-, ja zweihundertmal über eine und dieselbe Sache lachen zu müssen, die vielen Menschen schon bei einem Male nicht die geringste Heiterkeit abrang, auf die Dauer sich nicht gewachsen zeigte und wegen überhandnehmender Schwermut seines Postens entlassen werden mußte.

Wie verstand aber auch der tüchtige Adolf Ernst seine hundertsten Jubiläen zu immer neuen Effekten auszunützen! In den Schaufenstern der Blumenhandlungen prangten mit Aufschreien versehen die Kränze, Bouquets und sonstigen Blumenarrangements, die an dem großen Abend den Mitgliedern und dem Direktor zu deren freudig-schredhafter Ueberraschung auf die Bühne hinaufgereicht wurden; die Direktorin verehrte den Mitgliedern kostbare Geschenke, die Mitglieder rebanchierten sich, ein Festmahl fand statt, Gedächtnis wurden gemacht und alles das fand in der Presse einen Widerhall, daß er sich endlich auch in die Ohren derjenigen bohren mußte, die bisher das Stück noch nicht gesehen hatten. Man mußte hin! Glorie-reich hat sich das von Adolf Ernst erfundene Genre samt seinen hundertsten Aufführungen und seinen Jubiläen unter seinem Nachfolger erhalten — höchstens mit der kleinen Neuerung, daß, wie die Sage geht, die Direktion mit den betreffenden Blumenhandlungen den Vertrag abgegeschlossen hat, daß diese am Tage nach dem Jubiläumsabend die gelieferten Blumen, so weit sie noch zu verwenden sind, zu einem billigen Preise wieder zurücknehmen.

Nächst dem Adolf Ernst-Theater waren es noch zwei andere Berliner Bühnen, auf denen die hundertste Aufführung zu einer lieben Gewohnheit wurde. Das eine war das Residenz-Theater mit seinen französischen Schwänken, das andre das Lessing-Theater mit seinen Stücken von Blumenthal und Radelburg. Noch heute, wo Oskar Blumenthal nicht mehr der nominelle Leiter dieser einst unter ihm so blühenden Bühne ist, weiß er ein Mittel anzuwenden, seine Stücke auf ihr der hundertsten Aufführung möglichst nahezubringen, denn unter den Bedingungen, die er dem jetzigen Direktor dieser Bühne auferlegt, befindet sich auch die, daß seine Stücke so lange Abend für Abend hintereinander gegeben werden müssen, als die Einnahmen sich auf einer kontraktlich ausgemachten Höhe halten.

Zu den Stücken, welche in Berlin mehrere hundert Aufführungen erleben, gehört auch Halbes „Jugend“ und es giebt vielleicht kein zweites Stück, das für unser Thema nach einer gewissen Seite hin lehrreicher wäre. Die Einnahmen bei diesem Stück belaufen sich mitunter an einem Abend kaum auf einhundert Mark, und oft genug wurde es, wenigstens im Sommer und in den Nachmittagsvorstellungen vor zwei, drei Bänken gespielt — wonüt natürlich dem dichterischen Wert des Stückes so wenig wie durch die mit ihm getriebene Reklame irgendwie Abbruch getan werden soll. Dennoch, trotz dieses mangelhaften Zuspruchs, konnte es das Stück in Berlin auf dreihundert Aufführungen bringen. Das Rätsel, das darin für den haarscharfen Laien steckt, wird für ihn gelöst, sobald er sich erinnert, daß das Stück nur sechs Darsteller bedarf. Aus diesem Grunde konnte es die Berliner Direktion verschiedene Male eine ganze Sommerfaison hindurch Abend für Abend geben — auch bei schlechten Einnahmen, denn ein Personal von sechs Darstellern kostet nicht viel, zumal im Sommer. Das Beispiel der „Jugend“ ist in Berlin bahnbrechend geworden. Es ist eine neue Literaturgattung auf den Berliner Bühnen entstanden — die dramatische Sommerliteratur. Man pachtet für den Sommer ein Theater; die Hauptsache bei dem Stück, das man giebt, ist, daß es wenig Darsteller erfordert, und so ist in etwa über drei Monaten — grade so lange eine Sommerdirektion ungefähr dauert — die hundertste Aufführung erreicht. Die dramatische Sommerliteratur ist ausschließlich für die Freunde berechnet. Lassen sie sich nun von dem Umstand, daß das Stück zum hundertsten Mal gegeben wird, imponieren und gehen hinein, so schütteln sie vielleicht den Kopf und können nicht begreifen, wie es zugeht in der Welt, daß eine „so faule Sache“ hundertmal gegeben wird. Nur der Berliner begreift es. Er hat für derartige Erscheinungen den berühmten Ausdruck „Falle“. Ganz von selbst ergibt sich feiner, daß in einem räumlich kleinen Theater die Chance für die hundertste Aufführung eines Stückes sich natürlich günstiger gestaltet, als in einem räumlich großen. Auch die Berliner Sommerliteratur setzt sich deshalb mit Vorliebe in den kleinen Theatern fest. „Das ist die Mühsicht, die Elend läßt zu hohen Jahren — das soll heißen Aufführungen — kommen“, würde man also mit Hamlet davon sagen können.

Ewig unvergänglich aber wird mir folgendes bleiben: Als junger Mensch studierte ich mit Vorliebe und mit großer Aufmerksamkeit die Berliner Kitzfahäulen. Eines Tages fiel mir auf, daß ein Stück, das am Tage vorher als zum 81. Male gegeben angeflündigt worden war, heute bereits zum 85. Male gegeben werden sollte. „Es wird ein Druckfehler sein“, sagte ich mir. Am nächsten Tag wurde das Stück, wie ich zu meinem Erstaunen las, zum 88. Male gegeben, am darauf folgenden zum 92. Male und vier Tage später wurde mit großem Jubel das Fest der hundertsten Aufführung begangen.

Litterarisches.

c. Ein Basler Fastnachtsspiel aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Von einem interessanten Funde in der Basler Universitätsbibliothek berichtet Gustav Binz in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“. Binz entdeckte bei der Durchsicht

einiger Handschriften der Bibliothek Bruchstücke eines dramatischen Spieles, einer Art Moralität, wie sie seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in Ober-Deutschland und der Schweiz besonders zur Fastnachtszeit eifrig gepflegt wurden. Aus dem 15. Jahrhundert sind von solchen Fastnachtsspielen nur spärliche oder gar keine Beispiele überliefert. Um so wertvoller ist die Auffindung eines solchen Spieles aus dem 15. Jahrhundert, das in der erwähnten Zeitschrift jetzt zum erstenmale veröffentlicht wird. Es sind zwei Quartblätter, die in einem Bande, der der Basler Rathhäuser-Bibliothek entstammte, als Schmutzblätter verwendet waren. Aus einer Notiz am Ende der Handschrift ist zu ersehen, daß sie im Jahre 1434, wahrscheinlich im Kloster selbst, geschrieben worden ist. Auch die Schriftzüge stimmen zu dieser Datierung, und der die Fragmente verwerkende Einband ist gleichzeitig oder nur wenig später hergestellt. Einige für Basel oder Oberrhein charakteristische Sprachformen bezeichnen den Ort der Entstehung des Fastnachtsspiels. Aus verschiedenen Fehlern der Handschrift geht hervor, daß diese Bruchstücke nicht die erste Aufzeichnung des Textes bilden. Auf jeder Seite ist immer nur die linke Hälfte beschrieben und die rechte frei gelassen. Die Reden der einzelnen Personen sind durch größere Zwischenräume deutlich von einander unterschieden; aber die Namen der Sprechenden sind nicht hinzugefügt, ebenso wenig irgend welche Bühnenanweisungen. In den noch erhaltenen Bruchstücken treten mindestens sechs verschiedene Personen auf. Ein Teufel macht den Anfang, in Begleitung einer größeren Anzahl von Gesellen; dann kommt Satan selbst, später ein „gnädiger Herr“, sein „Meier“ und ein anderer Knecht, dem sich weiterhin sein Gebatter zugesellt. Das Stück wird anscheinend mit einer Scene in der Hölle eröffnet, in der Satan seinen Dienern Anweisung und Auftrag giebt, durch ihre Verführungskünste die Menschen zu Fall zu bringen. Die Erfolge ihrer Bemühungen werden dann in einer Reihe von Bildern geschildert, die zuerst von dem wucherischen Grundbesitzer eröffnet wird, der seine Pächter aus-saugt und mißbraucht. —

Theater.

oo. Im Belle-Alliance-Theater ist am Sonnabend ein deutsch-amerikanisches Volksstück mit vielem äußeren Erfolg aufgeführt worden. Für uns hatte die Vorstellung insoweit Interesse, als sie am Ende zeigen mochte, was unsre Landsleute drüben für Ansprüche ans Theater stellen. „Die Reise nach Amerika“ von Adolph Philipp soll am Germania-Theater in New York Monate hindurch als Zugstück gegolten haben. Seht man an den Deutsch-Amerikaner den Maßstab an, der sich im lieben Deutschland daheim beim Kleinbürgerlichen Publikum ziemlich bewährt, so hat diese Behauptung viel Wahrscheinlichkeit für sich. In dem Stück vermengt sich die amerikanische Ueberlegenheit des Geistes mit der goldenen deutschen Herzensinnigkeit. Zuerst wird das Gefühlleben des berühmten Onkel Präsig nimmt von der medienburgischen Heimat Abschied, um drüben seine einzige Tochter wiederzusehen. Unnen vom Grab der Mutter und andre Sentimentalitäten, die dem Bauer in Alltagsleben böhmische Dörfer sind, spielen eine erkleckliche Rolle. Nach einem verunglückten zweiten Akt, der die Leiden der Ueberfahrt zum Krankenwerden realistisch vorführt, tolpatscht der Inspektor in Amerika herum. Das liebe Gemüt hat von Telephon und ähnlichen Schrecken der Neuzeit sein Lebtag nichts gehört, ist fürs erste durch die neuen Eindride zum Sterben unglücklich gemacht, erkennt aber schließlich in veröhnlicher Stimmung die Ueberlegenheit der neuen Welt an, was in New York gewiß sehr bejwehlt wird.

Die Vorstellung im Belle-Alliance-Theater hatte unter allerhand Widerwärtigkeiten zu leiden. So mußte im letzten Augenblick die Subrettenrolle neu besetzt werden. Trotzdem den Einzelnen manches nicht recht klappte, fanden Stück und Darstellung fremdliche Aufnahme. Herr Hofschauspieler Richard gab den Inspektor sehr wirksam. —

oo. Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater nähert sich weiter von den Brosamen, die von der Herren Tische fallen. Die beiden Zugstücke der Gegenwart, „Die Dame von Maxim“, aus dem Residenz-Theater und „Der Probekandidat“ aus dem Deutschen Theater erquiden jetzt, mit Kalanern zum Volksbüchsen-Magout zusammengerührt, ein wenig wählerisches Publikum. Von der Richtung, in der sich die dramatische Kunst des Herrn Direktor Samst bewegt, mag der Haupttitel des Stückes einen Begriff geben. Gegen Schluß tritt nämlich ein wirklicher Athletenklub des Nordens auf die Bühne und zeigt, welche Kraftproduktionen erforderlich sind, um das Theater anrecht zu erhalten. Unter solchen Umständen ist eine Würdigung der schauspielerischen Leistungen dieser Bühne wohl überflüssig. —

Kulturgeschichtliches.

— Ueber die Statuten der Universität Jena von 1591 findet sich in den „Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ eine bemerkenswerte Arbeit. Die Satzungen sind sehr umfangreich, enthalten Abschnitte auch „von der Wahl der Professoren“, „von der Anhaltung der Professoren zu schuldigen Fleiß im Lesen“, „von der Druckerei und Buchladen“, „von dem Bibliothecario“ usw. und geben einen guten Einblick in das Leben der Universität. Beachtung verdienen vor allem die Abschnitte, die einen Schluß auf das sittliche, wirtschaftliche, wie wissenschaftliche Verhalten der Studenten gestatten, und die zeigen, daß der Universität auch in ihren ersten 40 Jahren unliebsame Erfahrungen

nicht erspart geblieben sind. Darauf weist wohl deutlich die Einfügung des neuen Paragraphen: „Und da unser Gemüth viel mehr dahin gerichtet, in unsrer Universität gottesfürchtige, fromme, zum Studiren fleißige, auch eingezogene sittsame Scholaren und Studenten, denn derer in großer Anzahl, so rohen und wartfamen Wandels und Lebens, zu halten, zu setzen und wollen wir, daß alle die, welche ihrem Studiren nicht obliegen, oder wie Studenten zuhelfen, sich nicht verhalten, auch dem Rectori und Præceptoribus nicht folgen, und gebührender Gehorsam leisten wollen, ihren Eltern, Vormündern oder Verwandten, mit Vermeldung der Ursachen anheim geschickt werden sollen.“ Dann folgt ein Abschnitt über die armen Gesellen, die vom Deconomus gespeist werden sollen, darauf ein anderer, daß keiner zu Schul- und Kirchendienst oder zum Stadtschreiber angestellt werden solle, der nicht den Grad eines Baccalaureus erworben hat. Der nächste Abschnitt handelt von den Wohnungen und zeigt uns die Studenten nicht gerade von der besten Seite. Denn eilichte von ihnen verwilligen, wenn sie fortziehen, ihre Wohnungen „mutwilligerweise, heides, in unserm Collegio und in der Bürger Häusern, daß auf die Länge nicht mehr zuzusehen. So soll der Rector die Studenten bei höchster Strafe dahin anhalten, daß sie jederzeit, wie sie die Stuben angenommen, durch ein Inventarium also wieder überantworten, und, was sie verwahrloßt, wieder auf ihre Unkosten ersetzen und den Zins christlich erlegen.“ Ferner haben die Fürsten, die diese Satzungen gegeben haben, „mit großem Schmerz erfahren, daß die Jugend so zum Studiren anhero geschicket, durch eilichte marische böse Tüben, auf vielerlei Wege gröblich verführt werden“, und wollen deshalb alle Gelegenheit dazu möglichst abschaffen. Sie gebieten darum, „erstlich sollen unsern Scholaren die Wirte keine überflüssige Zechen gesehen, viel weniger zum Wollsaufen, daß wir gänzlich bei höchster Strafe verboten haben wollen, Wein oder Bier schiden. Dem unmöglich, daß bei solchen Zechen Gottesfurcht und Studiren sein kann. . . . Zum andern soll allen Wein- und Bierwirten ernstlich verboten sein, Wein oder Bier auf Wäcker zu verabsolgen, oder darauf zu zechen gestatten. Drittens sollen alle Bürger, Krämer, Buchhändler und andere keinem Studenten ohne Vorwissen des Herrn Rectors oder sonst eines Professors etwas borgen oder auf etwas leihen, weil man erfährt, daß sie übermäßig und nicht zu ihrer Nothdurft borgen und es nachher um das halbe Geld forgeben, um zum Schlemmen zu haben. Und ihrer Eltern saueren Blut und Schweiß bößlich und schändlich verprassen oder in andere Wege verthun. Zum vierten sollen die Schneider sich ihnen etwas anzufertigen ohne Vorwissen gemeldeter Personen nicht unterstehen.“

Aus der Vorzeit.

— Ein vorgeschichtlicher Eisenschmelzofen. Auf dem Borgebirge, welches die Thäler von Euis und Graubes trennt, bei Epernay (Marne), fand A. Nollain, nach einem Bericht des „Globe“, an einer Stelle, wo er früher schöne neolithische Pfeilspitzen entdeckt hatte, zahlreiche Eisenschladen, und es gelang ihm nach eifrigem Suchen, auch den Schmelzofen, der die Schlacken geliefert hatte, aufzufinden; die Anlage ist nach Nollains Ansicht vorgeschichtlich. Sie gleicht denjenigen, die Morlot aus Oestreich und Schweden und Duquenez aus dem Vercors beschrieben haben. Es ist ein sogenannter Tiefofen, in die Erde eingebaut. Man grub an dem Abhange eines Hügelns ein cylindrisches Loch, an dessen Vorderseite man eine nachlässige Erdschicht stecken ließ. Man kleidete dasselbe mit Thon aus, füllte es schichtweise mit Holzstößen und Eisenerz, die beide in der Nähe zu finden sind, und deckte die Füllung dann mit einem Thonmantel zu, der unten und oben ein Loch erhielt. Nachdem die Kohlen entzündet waren, hielt der Luftzug, der, vom Fuße des Hügelns ansteigend, durch das untere Loch ein- und durch das obere austrat, dieselben in Glut, bis das Eisen geschmolzen war. Vonnemère machte Nollain darauf aufmerksam, daß auch in der Bretagne sich zahlreiche vorgeschichtliche Schmelzöfen finden, und wies darauf hin, daß dieselben meistens immerhalb einer Umwallung aus Erde oder Steinen vorkommen, die offenbar den vorgeschichtlichen Metallurgen in Zeiten der Gefahr auch als Zufluchtsorte dienen, wo sie ihre Industrie-Erzeugnisse aufspeicherten. Vonnemère glaubt, daß ein solcher Wall sich auch noch um den von Nollain entdeckten Ofen werde nachweisen lassen, falls er nicht schon von Menschenhand zerstört sei, um das Gelände zu ebnen und für die Landwirtschaft geeigneter zu machen.

Geologisches.

— Des Teufels Pfropfenzieher. Unter den mannigfaltigen Seltsamkeiten, die der Geologe und Paläontologe in Nebraska findet, ist eine der eigenartigsten Erscheinungen, wie die Wochenschrift „Mother Erde“ in ihrem neuesten Hefte schreibt, die der „Pfropfenzieher des Teufels“, wie der Volksmund die mathematisch genau gebildeten Schrauben nennt, die bis zu Höhen von 4-5 Meter teils vereinzelt emporragen oder wie Kettefs sich von den Sandsteinwänden der Umgebung abheben. Sie bestehen aus Quarz und sind kunstgerecht und genau gebildet. Was die Pfropfenzieher eigentlich sind, hat auch die Wissenschaft noch nicht herausgebracht, am längsten hielt sich die Ansicht, daß die Gaffer (Geonys) ein unterirdischer Rager, nach seiner heutigen Gewohnheit Gänge gegraben und mit mathematischem Instinkt dieselben so regelmäßig gestaltet habe. Die verlassenen Gänge seien dann im Lauf der Jahrtausende durch

das herabtropfende Wasser mit Silikaten ausgefüllt worden, die, ausgeschält, jetzt die Form von Pfropfenziehern haben. Ein Triumph für die Anhänger dieser Richtung war der Fund eines wirklichen Gaffer-Skeletts im Innern eines solchen Pfropfenziehers, aber die Freude wurde bald getrübt, als man auch Ueberreste von Nechwid in denselben fand, und eine andere Erklärung mußte gesucht werden. Nach der Ansicht der Geologen war das Terrain, das heute Nebraska bildet, in der Miozänzeit ein ungeheurer See, auf dessen Grund Niesenpflanzen wuchsen, die nun ausgestorben sind. Durch die in den See einlaufenden Flüsse ging aber die Versandung des Sees in so großer Geschwindigkeit vor sich, daß eine Menge der Wasserpflanzen einfach im Sand begraben wurden. Als dann im Lauf der Zeit der See grund anstrodnete, wurden die Pflanzenteile nach und nach durch Silikate ersetzt und wurden zu den harten Quarzfeilern, die wie die Säulen einer Barockkirche oft in langen Reihen neben einander stehen. Merkwürdigerweise laufen aber die Bindungen nicht alle nach einer Seite, einzelne winden sich links, andre rechts um eine vertikale Aze. Freilich ist auch diese Theorie anschaubar. —

Humoristisches.

— Nur für Natur... Sie: „Wilhelm, der Balb ist doch wunderbar — so secessionistisch!“

— Die Macht der Gewohnheit. „Time is money“, pflegt Herr Moriz Preisgerecht zu seinen Angestellten zu sagen, wenn er sie engagiert. „Sie gestatten also, daß ich Sie kurz bei Ihrem Vornamen nenne. Ihr Familienname ist mir viel zu lang. Sie sind doch eingeirrenden?“ Als er nun eines Tags dieselbe Rede einem neu engagierten Jüngling hält, sagt dieser: „Halten Sie das wie Sie wollen, Herr Preisgerecht, ich heiße Anastasius Zapp.“ „Gut“, nickt Herr Preisgerecht, „ich werd' Sie also Anastasius nennen, Zapp ist mir viel zu lang.“

(Lust. Bl.)

— Und der Lieutenant auch. Die „Deutsche Wochenschrift aus den Niederlanden“ erzählt vom Kriegsschauplatz: Major Albrecht befand sich bei einer der freistatlichen Batterien, die Kimberley beschossen und beobachtete durch seinen Feldstecher die feindlichen Kanonen. Jedesmal, wenn er einen Schuß anfliegen sah, rief er: „Kusch Kerels“, worauf sich die Leute hinter die Brustwehr niederbuckten. Nur Lieutenant Heister, ein Deutscher, blieb neben dem Major aufrecht stehen und bemerkte, der Befehl „Kusch Kerels“ gelte keinem Offizier. Der Major lachte und rief in Zukunft stets: „Kusch Kerels en Leutnant Heister ook!“

Notizen.

— Es ist erreicht! Anton von Berner ist „Exzellenz“ geworden! Nächstens kriegt er's schriftlich. —

— Im Deutschen Theater ist Halbes „Das tausendjährige Reich“ mit der Aufführung am Sonntag bereits vom Spielplan verschwunden. Die Direktion hat das Werk, das am Samstag noch viermal für diese Woche aufgesetzt war, aus dem Repertoire gestrichen, da nach ihrer Ansicht auf eine neunenswerte Einnahme nicht mehr zu rechnen war. Als nächste Novität wird, voraussichtlich am Samstag, den 17. März, Zbrens „Wenn wir Toten erwachen“ zur Darstellung gelangen. Den „Mabel“ spielt Emanuel Reicher, die „Freue“ Louise Dumont, die „Maja“ Frau Gisela Schneider, den „Värenlöder“ Rudolf Mittler. —

— Das Wiener Burg-Theater hat Georg Hirschfelds Schauspiel „Die Mütter“ vom Deutschen Volkstheater zur Aufführung erworben. Wenn das so weiter geht, wird die „Burg“ in kurzer Zeit eine Filiale des Berliner Deutschen Theaters sein. —

— Der Romanschriftsteller Franz Herzfeld, unter dem Pseudonym Franz Held bekannt geworden, ist, wie dem „V. L.“ aus Gries bei Bozen gemeldet wird, dort irrjähig geworden und mußte einer Irrenanstalt überwiesen werden. —

— Im „Waldburger Wochenblatt“ findet sich folgende Annonce: „Gebetter, Schaisenvagen, Gerhart Hauptmanns Lauf- und Schulwagen, noch gut erhalten, sieht billig zum Verkauf. Emilienhütte in Weißstein.“ —

— Das Unternehmen, ein „Nationaldenkmal“ auf dem Höhenstaufen zu errichten, ist gecheitert. Man hat 16000 M. zusammengebracht, mit denen man nichts anfangen konnte. —

— Siegfried Wagner verpfändete sich, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, durch Vertrag, in Paris demnächst einige Colonne-Konzerte zu leiten. —

— Die Schauspielerin des Théâtre français Madeleine Rochan ist gestorben. —

c. Ein Gemälde von Botticelli ist neu aufgefunden worden. In einem entlegenen Saal des Palazzo Pitti in Florenz fand man ein von einer dicken Schicht bedecktes Gemälde, das als ein Werk Botticellis erkannt wurde. Das Bild stellt die Jungfrau Maria vor dem Jesuskind inwendig dar, das auf einem Gipfel des Gewands der Mutter sitzt. Engel umgeben die Gruppe, die von einer Bede aus Rosen, Margeriten und Veilchen eingeschlossen ist. Der Titel des Bildes ist „Madonna delle Rose“. —